

So leistungswert die Arbeit insgesamt auch ist, das Lesevergnügen wird durch das vom Verfasser sicher nicht allein verschuldete Layout doch sehr getrübt. Das leider immer häufiger feststellbare Bestreben, Bücher insbesondere wissenschaftlichen Inhalts mit möglichst geringem Zeit- und Geldaufwand herzustellen, führt zuweilen zu stark gewöhnungsbedürftigen Druckbildern. Im vorliegenden Fall ist der Text im Blocksatz gesetzt, obwohl keine Proportional-
schrift verwendet wurde. Die vom Textverarbeitungsprogramm bei solcher Vorgehensweise willkürlich verteilten Leerzeichen zum Auffüllen der Zeilen führen zu einem sehr unruhigen Druckbild, zumal Hervorhebungen durch großzügige Sperrung des betreffenden Begriffs erreicht wurden. Da hier noch ein recht enger Zeilenabstand hinzukommt, ermüdet man bei der Lektüre ziemlich schnell. Das sollte aber

Autorsprache 102 (1992)

gerade bei einer solch dichten Behandlung wissenschaftlicher Überlegungen, wie sie im ersten Teil geboten wird, nicht sein.

Die Kritik am Layout soll indessen nicht vom insgesamt sehr positiven Eindruck ablenken, den diese Arbeit auf mich gemacht hat. Sie ist in der ganzen Länge konsequent durchgeplant und ausgearbeitet worden und überzeugt nicht so sehr durch spektakuläre Ergebnisse als vielmehr durch ihren Vorbildcharakter: Die Entwicklung und Realisierung eines idealen Forschungsplanes, wie sie Wagener S. 12 ff. thematisiert, wird am besten durch das Beispiel eben dieser Arbeit belegt.

Frank Schnibben M. A.
Universität Göttingen
Niederdeutsche Sprache und Literatur
Nikolausberger Weg 15, 3400 Göttingen

Das Sächsische

Sprachliche und außersprachliche Einschätzungen der sächsischen Umgangssprache

Von GERHARD ZIMMERMANN

1 Die Bewertung der deutschen Mundarten

1.1 Objektive Voraussetzungen und subjektive Einschätzungen

Die deutschen Mundarten und Umgangssprachen sind in heutiger Sicht sprachliche Varietäten neben der Standardsprache. Historisch, in der sprachgeschichtlichen Entwicklung, waren die deutschen Dialekte früher da als die zum Standard erhobene hochdeutsche Schreib- und Sprechsprache. Im Gebrauch der geschriebenen Sprache müssen sich Dialekt Sprecher an der gängigen Schriftform messen lassen. Als Sprecher einer Mundart bzw. Umgangssprache unterliegen sie nicht einem derartigen rigorosen Normenzwang. Die deutsche Bühnensprache (Siebs) kann modellartiges Vorbild sein, vermag aber nicht wie die Orthographie oder Grammatik allgemein zu regeln. Die typische Sprache der Bewohner der verschiedenen deutschen Regionen weist, als Typus gesehen, eine stärkere oder geringere dialektale Einfärbung auf. Je nach landessprachlicher Einbindung, kommunikativer Situation und Rollenvorstellung, abhängig von sozialer Schicht und demographischen Variablen, werden bestimmte Merkmale fast immer wahrzunehmen sein. Auch nach willentlicher Reduzierung oder Ausschaltung grammatischer und lexikalischer dialektaler Varianten können gewisse phonetische und phonologische Eigenheiten kaum neutralisiert werden: die Vokal- und Konsonantenqualität sowie die suprasegmentalen bzw. konstitutiven (prosodischen) Merkmale: die Sprachmelodie, die dynamische Abstufung, der Satzrhythmus. Sie sind für die Bewohner der anderen deutschen Sprachlandschaften und die professionellen oder angemaßten »Sprachrichter« seit langem Gegenstand freundlicher oder abfälliger Kritik gewesen. Das gilt selbst für die gehobene »Umgangssprache«¹ als auch Situationen, in denen sich generell stigmatisierte Sprecher bestimmter Landschafssprachen einer sprachlichen Selbstkontrolle unterwerfen, um nicht aufzufallen oder als ungebildet klassifiziert zu werden: Der Tonfall verrät den Sprecher doch in seiner geographischen Herkunft.² Aller abwertenden subjektiven Kritik von dialektaler Lautung gegenüber steht der sprachwissenschaftliche Befund, daß »das Lautliche selbst [...] ja nichts Werthafes ist; schriftnahe Aussprache eines Wortes ist nicht »besser« oder »höher« als mundartliche oder umgangssprachliche.«³

¹ Vgl. Walter Henzen, *Schriftsprache und Mundarten*; Bern 1959, S. 21; Hugo Moser, »Umgangssprache«. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen; in: *Zeitschrift für Mundartforschung*, XXVII (1960), S. 129-133; Ulf Bichel, *Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung*; Tübingen 1973.

² Vgl. Horst Becker, *Sächsische Mundartenkunde*. Neu bearbeitet und herausgegeben von Gunter Bergmann; Halle/Saale 1969, S. 158; Hermann Bausinger, *Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen*; Frankfurt a. M. 1972, S. 26; Gotthard Lerchner, »Der neue Substandard« in der kulturell-kommunikativen Tradition des Dialekts; in: Wolfgang Putschke et al. (Hg.), *Dialektographie und Dialektologie*. Günter Bellmann von seinen Schülern zum 60. Geburtstag; Marburg/Lahn 1989, S. 290.

³ Ulrich Engel, *Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche*; in: *Muttersprache*, LXXII (1962), S. 299.

Zimmermann: Das Sächsische

Die meisten dialektalen Ausspracheeigentümlichkeiten haben sich schon vor vielen Jahrhunderten herausgebildet. Niemand bewertete sie eins »schön« oder »häßlich«. Sie waren das Erkennungszeichen der deutschen Stämme. Die affektiv-ästhetischen Einschätzungen und Wertbeurteilungen haben sich als historisch wandelbar erwiesen. Die einst hochangesehene schwäbische Mundart büßte im Laufe des 16. Jahrhunderts ihren guten Ruf ein. Lange Zeit empfand man sie dann als »komisch« oder gar »lächerlich«. Manche literarische Figuren legen davon Zeugnis ab. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat das Sächsische diese Rolle übernommen.⁴

Aufschlußreich erscheint die authentische Frage einer Kieler Gymnasialklasse in den 1970er Jahren, gerichtet an eine neue Lehrerin aus Heilbronn: »Sind Sie aus Sachsen?« Bei den Wienern erregten in den 1830er Jahren »norddeutsche Dandys, welche sich hochdeutsch zu sprechen bemühten [...] das meiste Lachen [...] die Leute aus Deutschland sind ihnen sehr komisch«.⁵

Man schätzt die Dialekte ihrem angeblichen Werte nach ein. Da es hierbei keinen objektiven Maßstab geben kann, verläßt man sich auf sein »ästhetisches Urteil«. Dieses unterliegt natürlich historischen Schwankungen, etwa wie die der Mode. Die populäre Stereotypenbildung nährt sich weitgehend von simplifizierenden Übertreibungen. Sprachwitz und Anekdoten, die in diversen Büchern über ein Jahrhundert hinweg weitergereicht werden, tragen dazu bei. Selbst in manchen wissenschaftlichen Arbeiten ist der historische Faktor außer acht gelassen, und es werden für die Gegenwart Aussprache- und Wortschatzbeispiele geboten, die so nicht mehr repräsentativ bzw. durch die Entwicklung längst überholt sind. Oft unterscheidet man auch zu wenig zwischen städtischen halbmundartlichen und ländlichen Dialekteigenheiten. Extralinguale, auf das Persönliche, den landeschaftstypischen Charakter der Sprecher gehende Assoziationen spielen in die Sprachbeurteilung hinein. Im Verlaufe von größeren Zeitabschnitten bilden sich gewisse affektive Wertschätzungsstereotypen von Dialekten heraus: in den benachbarten und fernen Sprachlandschaften; bei kulturbeflissenen Beckmessern der Medien; belletristischen, das Dialektale mitunter karikierenden Schriftstellern; aber auch bei autophonen, selbstkritischen Zeitgenossen in der eigenen Mundartregion.

1.2 Die Reaktion der deutschen Sprachwissenschaftler und Dichter

Bis etwa Mitte des 18. Jahrhunderts war es selbstverständlich, daß in deutschen Ländern die Mundarten gesprochen wurden, mochten die Grammatiker sie immerhin schon seit zweihundert Jahren als vulgär oder pöbelhaft bezeichnen. In der Einleitung zu seiner *Grammatik* (Augsburg 1573) spielt Laurentius Albertus auf die gegenseitige Verspottung der verschiedenen deutschen Dialekt Sprecher an.⁶ Die sprachwissenschaftliche Kritik steigerte sich im Zeitalter des Rationalismus. Von der hohen Warte der Literatursprache aus begannen Sprachmeister und Literaturprofessoren die Schelte der Dialekte und stigmatisierten sie als bäuerisch, dert, ungebildet, plump, unfrein usw. (Gottsched, Adelung). Die Anhänger der »Volkssprachen« bzw. »Landsprachen« setzten sich zur Wehr. In den Jahresband 1746 der in Leipzig herausgegebenen *Bremer Bei-*

⁴ Vgl. Horst Becker, ebd., S. 177; Rudolf Schmidt, *Dialekt und Vorurteil. Zur Beurteilung von Dialekt sprechern*; in: *Papiere zur Linguistik*, V (1973), S. 124; Bernhard Martin, *Die hochdeutsche Mundartdichtung*; in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, Bd. II; Berlin/Bielefeld 1954, Sp. 301.

⁵ Heinrich Laube, *Reisenovellen*. III; in: *Gesammelte Werke*, Bd. 6; Leipzig 1908, S. 11.

⁶ Adolf Socin, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen*; Heilbronn 1888, S. 273.

träge – zu den »Beiträgern« gehörten Gellert, Zacharias, Rabener, Klopstock – ist ein kleines, gegen den achgrigoristen Professor Gottsched gerichtetes Gedicht eingetrückt. Es schließt: »[...] so ist die Mundart frei/Ein ungewohnter Ton ist keine Barbareie.«⁷

Im 19. Jahrhundert änderte sich die Lage grundsätzlich. Besonders Jacob und Wilhelm Grimm, die Erforscher und Bewahrer heimatlichen deutschen Volksgutes, halfen den Weg zur Anerkennung der Mundarten zu ebnen. Der vergleichende Sprachwissenschaftler August Schleicher äußerte sich in seinem Werk *Die deutsche Sprache* (1869), seiner Auffassung von den »Sprachen als Naturorganismen« gemäß, wie folgt:

»Nichts ist also thörichter, nichts verräth mehr Mangel wahrer Bildung als das Verachten unserer Mundarten; nichts ist lächerlicher als das Streben, die angestammte Mundart völlig verbergen zu wollen oder gar die Aussprache einer ändern, die man für besser hält, nachahmen zu wollen.«⁸

Die im Zuge des literarischen Realismus immer stärker in die Poesie und Belletristik eindringenden Mundarten festigten für ein zahlreiches Leseublikum das Heimatbewußtsein und das Selbstwertgefühl sprachlicher Identität (Jeremias Gothelf, Ludwig Anzengruber, Berthold Auerbach, Fritz Reuter, Klaus Groth oder Ludwig Thoma). Der deutsche Naturalismus integrierte Ende des 19. Jahrhunderts auch die Stadtmundarten (Berlin) in die fiktionale und dramatische Literatur (Arno Holz, Johannes Schlaf oder Gerhart Hauptmann). Damit hatte die Dichtung als Spiegel des Lebens nun die Sprache der Menschen – wie sie wirklich gesprochen wurde – in ihrer ganzen Breite hereingeholt. Herablassende imperativische Urteile »So darf man nicht sprechen! Das klingt schlecht!« galten für sie nicht mehr. Die Leser sollten erfahren und sich darin bestätigt fühlen, wie man tatsächlich sprach.

Die Wertschätzung der Dialekte hat dann weiterhin, bis in die Gegenwart hinein, ihre Höhen und Tiefen erlebt. Im Widerspruch zu den zentralistischen Ansprüchen des allmächtigen modernen Staates und den uniformierenden Tendenzen unserer Gesellschaft mag sich die jüngste Hinwendung zur mundartlichen Heimatsprache – etwa ab den 1960er Jahren – herausgebildet haben. Fernsehen und Rundfunk legen davon in vielen Programmen Zeugnis ab.

2 Die Bewertung des Sächsischen

2.1 Mundart und Umgangssprache

Die meißnische, obersächsische Sprache galt bei ihren wohlwollenden, sogar kritischen Beurteilern aus den verschiedenen deutschen Ländern seit dem 16. Jahrhundert, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, als das feinste Deutsch. Man sollte bei dieser Beurteilung jedoch immer im Auge behalten, daß damit, wenn auch vielfach von den Autoren nicht besonders erwähnt, die Sprache der guten städtischen Gesellschaft (Leipzig, Dresden) gemeint war. Johann Christoph Adelung (1732–1806), der kursächsische Hofrat, macht es (1774) ganz explizit: Es ist »die gesellschaftliche Sprache der oberen Classen von feinerem Geschmacke«.⁹ Freilich dehnte er später (1782), in Verkenennung der Realität, den Umfang des gesprochenen »obersächsischen Hochdeutsch« auch auf die

⁷ Ebd., S. 399.

⁸ August Schleicher, *Die deutsche Sprache*; Stuttgart 1869, S. 111.

⁹ Johann Christoph Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Erster Teil, *Vorrede*; Leipzig 1774, S. VI.

niederen Klassen der (groß-)städtischen Bevölkerung Sachsens aus.¹⁰ Aus der Perspektive unserer Tage läßt sich feststellen, daß die 21 Grundmarten Obersachsens¹¹ sich seit dem vorigen Jahrhundert zersetzt haben und im wesentlichen nur in drei mundartlichen Reliktgebieten erhalten geblieben sind: in der Oberlausitz, im Vogtland und im Elster-Elbe-Gebiet. Die sächsische städtische Umgangssprache hat mehr oder minder stark auf die ursprünglichen Mundarten der umliegenden kleinstädtischen und dörflichen Bevölkerung eingewirkt, so daß es zwischen der Mundart und der durchschnittlichen und gehobenen Umgangssprache eine Fülle von Misch- und Übergangsformen gibt. Wenn man heute populär im alltäglichen Sprachgebrauch an der »obersächsischen Mundart« bzw. dem »sächsischen Dialekt« Kritik übt, so betrifft sie die »obersächsische Umgangssprache«. ¹² Sie entsteht dadurch, »daß die neuhochdeutsche Schriftsprache in obersächsischer Mundart ausgesprochen wird« bzw. mit »obersächsischem Lautsystem«. ¹³ Der in Pina in Sachsen geborene und in Dresden zur Schule gegangene Phänomenologe und Existenzphilosoph Hans Lipps (1889–1941) äußert sich sehr negativ über die sächsische Aussprache, wobei er sich zu anthropologisch-ethnisch ziemlich diskriminierenden Unterstellungen gegenüber dem sächsischen »Volkscharakter« versteigt. Er hat aber insofern recht, als er feststellt, daß »Sächsisch keine Mundart in dem Sinne wie etwa Schwäbisch oder Bayrisch« sei. ¹⁴ Auch die Charakterisierung des Sächsischen durch Thaddäus Troll in seinem Buch *Deutschland deine Schwaben* als »heruntergekommenes und verschlammtes Hochdeutsch«¹⁵ ist zwar recht derb, der Sache nach jedoch richtig. Sie erinnert allerdings auffällig an Hans Lipps' Formulierung: »schlecht gesprochenes, trivialisiertes Deutsch«. Demgegenüber geht Dieter Wildt mit seiner generalisierenden Gleichsetzung von Mundart und Umgangssprache an der Sprachwirklichkeit vorbei: »Die sächsische Mundart gilt als die schlimmste aller deutschen.«¹⁶

2.2 Historischer Überblick

In der Frage der Einschätzung der sächsischen Umgangssprache – historisch und gegenwärtig – muß man die verschiedenen Perspektiven berücksichtigen, unter denen diese Sprache in regionaler, soziokultureller, ästhetischer und politischer Hinsicht beurteilt worden ist. Der Obersache selbst bewertet sie, psychologisch nur zu verständlich, anders als der Bewohner eines Nachbarlandes oder eines fernen Territoriums. Individuelle Urteile, die sich auf empirische Erfahrungen gründen, sind zu unterscheiden von solchen auf nationaler Ebene. Diese berufen sich möglicherweise auf bloßes Hörensagen oder eine tendenziöse Meinungsbildung. Traditierte Stereotypen mögen einem bestimmten Dialekt lange, vielleicht zu Unrecht, anhaften. Der heutige Verkehr sowie Hörfunk und Fernsehen haben das »Beweismaterial«, wie das Sächsische klingt, auch an die erstmals nichtreisenden Schichten herangebracht: Sie können sich nun ihren eigenen Vers von dieser Sprache machen. Die modernen räumlich-politischen und wirtschaftlichen Strukturen Deutschlands haben kleinstaatliche, trennende Gliederungen

¹⁰ Vgl. Adolf Socin (wie Anm. 6), S. 414; Horst Becker (wie Anm. 2), S. 169.
¹¹ Horst Becker (wie Anm. 2), S. 229 (Karte 6).
¹² Ebd., S. 165.

¹³ Ebd., S. 142.
¹⁴ Hans Lipps, *Sprache, Mundart und Jargon*; in: *Blätter für Deutsche Philosophie*, IX; Berlin 1935/1936, S. 389.
¹⁵ Thaddäus Troll, *Deutschland deine Schwaben*; Reinbek 1970, S. 7.
¹⁶ Dieter Wildt, *Deutschland deine Sachsen*; Hamburg 1966, S. 21.

abgelöst und wechselseitig, gewisse Komplexe aufladende Animositäten überholt. An ihre Stelle traten z. Teil neue politisch-ideologische Konfrontationen, die zu neuartigen, die Sprache einschätzenden Deutungen führten. Andererseits hat die Bevölkerungsbewegung von Ost- nach Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg in erheblichem Maße zu einer gegenseitigen Tolerierung der angestammten Mundarten beigetragen. Die Vielfalt der Beurteilungsaspekte und ihre Motive können hier nur gestreift werden. Als vorrangiges Ziel erscheint dem Verfasser, einen zeitlich-linearen Durchblick zu geben auf Einschätzungsurteile zur obersächsischen Umgangssprache durch mehr oder weniger prominente Repräsentanten aus Wissenschaft und Dichtung.

Der kursächsische Geschichtsschreiber Petrus Albinus hält (1580) das Meißnische »vor [für] die zierlichste [beste] und reinste Sprach in ganz Germanien«. ¹⁷ Besonders aus dem niederdeutschen Raum, aber auch aus anderen Regionen, machen junge Kavaliere Bildungsreisen nach Kursachsen, um ihre Sprache, sozusagen nach der neuesten Mode, zu vervollkommen, so zum Beispiel aus dem Elsassischen: »Reichard was lang im land zu Meissen bey einem herren gewesen, da er dann sein zierlich gut teutsch gelernt het.«¹⁸ Über seine Grenzen hinaus wird das Obersächsische vorbildhafte Sprache im benachbarten Märkischen. Die Schulordnung des Grauen Klosters zu Berlin sah schon 1574 für ihre Zöglinge vor, »sich im teutschen des Meinsischen dialecti [...] zu befleißigen«. ¹⁹ Rund hundert Jahre später (1663) bezeichnet der aus Einbeck in Niedersachsen stammende Spracherzieher Justus Georg Schottelius, ein sprachlicher Berater des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und des Fürsten Ludwig von Anhalt, »die rechte Meissnische Ausrede wie sie zu Leipzig, Merseburg, Wittenberg, Dresden üblich ist« als »lieblich und wohltautend«. ²⁰ Als vorbildhaft für die deutsche Sprache erkennt auch der fränkische Sprachwissenschaftler Kaspar Stieler in der Vorrede seines Werkes *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs* (1691) den genannten kursächsischen Städten den Preis zu:

»Ich meine das prächtige Dreßden, das heilige Wittenberg und das Süßeste aller Städte Leipzig, welche auch von ihrem Sprachenzucker dem sonst salzichten Halle solch eine milde beysteuer verlehret.«²¹

Anfang des 18. Jahrhunderts, im Aufwind des politischen und kulturellen Aufschwungs Sachsens unter der Herrschaft Augusts des Starken (1670–1733), häufen sich die schmeichehaften Lobpreisungen des Obersächsischen. In der von Kaspar Stieler geübten barocken Manier spart man nicht an genüßlichen Übertreibungen. Immer stärker kommen dabei die Residenz Dresden und die Handelsmetropole Leipzig in den Blickpunkt. Der Leipziger Pfarrer Christian Gerber schreibt 1717 in Würdigung der internationalen Ausstellungswaren der Leipziger Messe in lokalpatriotischem Superlativ:

¹⁷ Zit. Herbert Wolf, *Mitteldeutsch – Philologische Grundlage und weitere Geltung des Begriffs*; in: *Zeitschrift für Mundartforschung*, XXXIV (1967), S. 104.

¹⁸ Georg Wickram, *Von guten und bösen nachbarn*; in: *Sämtliche Werke*. Bd. 4; Berlin 1969 [1556].

¹⁹ Ingrid Eichler/Gunter Bergmann, *Zum meißnischen Deutsch. Zur Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*; in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, Bd. 89. Hg. von Theodor Frings und E. Karg-Gasterstädt; Halle/Saale 1967, S. 8.

²⁰ Ebd., S. 14.

²¹ Stefan Sonderegger, *Grundzüge der deutschen Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems*. Bd. 1; Berlin/New York 1979, S. 50.

»An Edelgesteinen ist ein Überfluß zu sehen, aber die schöne und zierliche Sprache, die in Leipzig geredet wird, übertrifft alle Edelsteine.«²²

Im Jahre 1718 hält sich der Frankfurter Schriftsteller und spätere preußische Regierungspräsident von Lingen/Tecklenburg, Johann Michael von Loen, in Dresden am Hofe Augusts des Starken auf. Er ist der Großonkel Goethes. Ihm imponieren die charmananten Sächsinen, die ihm noch Mitte des 18. Jahrhunderts in seinen *Kleinen Schriften* zu schmelzenden Beifallstönen inspirieren:

»[...] die schönen, zärtlichen, feurigen, holdseligen, liebreizenden Sächsinen [sind] mit einem lieblichen Klang in ihrer Stimme ausgestattet.«

Auch den »Herren Sachsen, die [...] das T matt und weich aussprechen wollen«, attestiert er »eine weibliche Zärtlichkeit«.²³ Der Topos des Weiblich-Zärtlichen der obersächsischen Aussprache findet sich bereits im 16. Jahrhundert. Der Nürnberger Dichter Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) benutzt dieselbe Formel in einem Brief vom 16. 10. 1646 an den Fürsten Ludwig von Sachsen-Anhalt, dem Gründer und geistigen Führer der Fruchtbringenden Gesellschaft. Offensichtlich ist sie in sprachwissenschaftlich interessierten Kreisen bereits Allgemeingut. Seine kritische Meinung zur These der Vorbildhaftigkeit des Meißnischen klug verschleierte, schreibt er:

»Viele stehen in dem Wahn die Meißnische art zu reden sey als weibisch, und verzärtelt, der Männischen deutschen Heldensprache ganz entgegen [...].«²⁴

Der barocke Antagonismus von Kraftvoll-Heroischem und Sinnlich-Verspieltem scheint sich demnach auch in der Sprachenbeurteilung niederzuschlagen. Es verwundert nicht, daß Parteigänger des Primates des Obersächsischen in der deutschen Sprachkultur gerade die »holdseligen Sächsinen« – natürlich aus den Kreisen der Gebildeten der großen Städte – als Sprachlehrerinnen für Lernwillige aus den anderen deutschen Ländern empfehlen. Nach Philipp von Zesen sind es die »fürnehmen Frauenzimmer zu Leipzig«, bei denen man »das beste Hochdeutsch lernen konnte«.²⁵

Wie prosaisch mutet dagegen ein vom Verfasser dieses Aufsatzes gesprächsweise gehöres Urteil an, das von ehemaligen aus Preußen kommenden Offizierskriegsschülern (Kommandeur der Schwabe Erwin Rommel) gefällt wurde: »Die Dresdnerinnen sind hübsch –, aber wenn sie den Mund aufmachen, ist der ganze Zauber weg!« Der Schwabe Thaddäus Troll zollt der Sächsin – im Vergleich mit der etwas temperamentloseren Schwäbin – einen ebenso ambivalenten Tribut. Er meint, daß ihr »Dialekt im krassen Widerspruch zu ihrer erotischen Fähigkeit« stehe.²⁶

Schon bei Johann Michael von Loen deutete sich an, zwar chevaleresk verbrämt, was die späteren Sprachkritiker als Hauptargumente gegen das »Obersächsische Hochdeutsch« vorbringen werden: die zu weiche Aussprache der Verschußlaute. Vorerst gilt es jedoch weiter als »Musterdeutsch«. Spuren dieser Einschätzung finden sich auch in der zeitgenössischen Belletristik. Johann Gottfried Schnabel, in der Nähe von Bitterfeld

²² Karl Czok, *August der Starke und Kursachsen*; Leipzig 1987, S. 62. Zit. nach Ch. Gerber, *Die Unerkannten Wohlthaten Gottes In dem Chur-Fürstenthum Sachsen*. Bd. 2; Dresden/Leipzig 1717, S. 318.

²³ Vgl. Cornelius Gurlitt, *August der Starke. Ein Fürstenleben aus der Zeit des Barock*. Bd. 2; Dresden 1924, S. 252.

²⁴ Zit. Dirk Josten, *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts*; Frankfurt a.M. 1976, S. 38 f.

²⁵ Philipp von Zesen, *Adriatischer Rosenmund*. Nach der Ausgabe von 1645 hg. von M. H. Jellinek; Halle/Saale 1899, S. 203.

²⁶ Thaddäus Troll (wie Anm. 15), S. 98.

geboren, läßt in seinem großen Roman *Wunderliche Fata einiger Seefahrer* (1731) – neu herausgegeben von Ludwig Tieck unter dem Titel *Insel Felsenburg* (1828) – die Kolonisten der Insel ein »so feines Hoch Teutsch« reden, »als ob sie geborene Sachsen wästen«.²⁷ Die Handlung spielt 1725. Niederdeutsche und Oberdeutsche (Schwabens, Österreicher) haben seit Ende des 18. Jahrhunderts das Obersächsische gleichermaßen im Viersüßer. »Die Obersächsische ist wirklich die schlechteste Sprache«, schreibt der Mecklenburger Johann Heinrich Voß (1751–1826) in einem Brief im Jahre 1773.²⁸ In dem schwäbischen *Magazin von gelehrten Sachen* (1775) wird der ein halbes Jahrhundert früher vom Frankfurter Loen noch als »weibisch zärtliche« beschriebene Klang des Sächsischen als »schlafblökend« empfunden; das Märkische schließt man allerdings ein.²⁹ Der Herausgeber der *Berlinischen Monatsschrift*, J. E. Biester, bezeichnet in einem Artikel vom Jahre 1783 die sächsische Aussprache als »unangenehm« und »widerlich«.³⁰ Mit ähnlicher Metaphorik wie das *Schwäbische Magazin* deutet der Wiener Hoftheaterdichter Franz Grillparzer in seinem *Tagebuch* seiner Deutschlandreise (1826) seine Gehörindrücke vom Sächsischen der Dresdner:

»Die Sprache dieser Leute beleidigt mein Ohr [...] die Sprache [...] ist unleidlich [...] unmännlich, geckenhaft, wie von und für Kopflöse [...] die Leute dahier dehnen jede Silbe [...] hängen überall ein Lieblings-E an, so daß ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.«³¹

Goethe drückt sich in seiner Erinnerung an seine Leipziger Studienzeit (1765–1768) und den dort gesprochenen Dialekt, bei aller Verwahrung gegenüber dessen unberechtigten Herrschaftsanspruch, wesentlich dezentler aus: »Und hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.«³² In Weimar behagte Goethe das dort gesprochene Deutsch, insbesondere dasjenige der von ihm betretenen Schauspieler, gar nicht.

»Bei diesen [den Schauspielern] entstehen die lächerlichsten Mißgriffe daraus, daß sie in den hiesigen Schulen nicht angehalten werden, das B vom P und das D vom T durch eine markierte Aussprache stark zu unterscheiden [...]. Gleicherweise wird hier das Ü häufig wie I ausgesprochen. [...] Statt Küstenbewohner – Kistenbewohner [...]. So auch wird hier das G und K häufig miteinander verwechselt [...].«³³

Goethe seinerseits war natürlich, was seine Frankfurter Mundart betrifft, nicht tadeln frei. In vielen Gedichten der Leipziger, Straßburger, Frankfurter und frühen Weimarer Zeit (1765–1775) reimte er *ü* auf *i* (»lieben – trüben«, »Flügel – Spiegel«, »Blick – Glück«, Früchte – Dichte«), aber auch *eu* auf *ei* (»Leiden – Freuden«, »dabei – Streu«, »auch – gleich«, Eiche – Gesträuche«) und verschiedentlich *ö* auf *e* (»schön – sehn«, »kennt – gönnt«, »Höhlen – Seelen«, »Wetter – Götter«). Hierbei treffen sich – zwar

²⁷ Johann Gottfried Schnabel, *Insel Felsenburg*; Stuttgart 1979, S. 97 [1731].

²⁸ August Langen, *Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart*; in: *Deutsche Philologie im Aufriß*. I; Berlin 1952, Sp. 1242.

²⁹ Ingrid Eichler/Gunter Bergmann (wie Anm. 19), S. 35.

³⁰ J. E. Biester, *Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?*; in: *Berlinische Monatsschrift*. Erster Band; Berlin, S. 189–199. Zit. nach Horst Becker (wie Anm. 2), S. 271 f.

³¹ Franz Grillparzer, *Sein Leben und Schaffen in Selbstzeugnissen*. Hg. von G. Helbig; Leipzig 1957, S. 304.

³² Johann Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Zweiter Teil; in: *Goethes Werke*. Bd. 1; Weimar 1958, S. 271 f.

³³ *Goethes Gespräche mit Eckermann*; Berlin 1955, S. 134 f.

suprasegmental anders getönt – Merkmale des Südhessisch³⁴ und Obersächsischen. Als Goethe im November 1775 auf Einladung des Herzogs v. Meiningen ankommt, trägt der Hofkuriere seinen Namen – doch wohl nach dem Gehör – als *Gehde* ein.³⁵ Sechs Jahre nach Goethes Abschied von Leipzig erschien am gleichen Ort Johann Christoph Adelungs *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart*, Teil 1 (1774). In der *Vorrede* unternimmt es Adelung noch einmal, das Obersächsische als vorbildhaft herauszustellen: Es halte die Mitte zwischen dem »rauen [...] hauchenden und zischenden Oberdeutschen, und der gar zu weichen, schlüpfrigen und kurzen Aussprache der Niederdeutschen«. Merkwürdig berührt die Beschreibung des Niederdeutschen. Sie deckt sich in den ersten beiden Adjektiven geradezu mit der von niederdeutscher Seite gegen das Sächsische vorgebrachten Kritik. In der *Vorrede* der 2. Auflage (Leipzig 1793) läßt Adelung den zitierten Vergleich weg und begnügt sich mit dem Hinweis, daß sich »die Hochdeutsche Mundart [von Kursachsen] [...] als die höhere Schriftsprache über das ganze aufgeklärte Deutschland verbreitet hat.«³⁶ Die Art der Formulierung könnte ein Indiz dafür sein, daß der Kursächsische Hofrat und Oberbibliothekar nun, kurz vor der Jahrhundertwende, die aktuelle Geltung des Obersächsischen betreffend, zurückgesteckt hat. Die Angriffe gegen die »tyrannischen Sprachrichter aus Sachsen« zeigen Wirkung.

Der schlesische Schriftsteller und Direktor des Wiener Burgtheaters Heinrich Laube parodiert in seinen *Reisenovellen* (1834–1837) in Reminiszenz an Dresden die sächsische Mustersprache: Die Dresdner »sind wegen dieses Meißenschen Dialekts und wegen des grammatisch verstorbenen Herrn Adelung überzeugt, daß sie »das reenste Hochdeutsch« sprechen.«³⁶

Inzwischen hatte aber der für Kursachsen unglückliche Ausgang des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) mit der endgültigen Verlagerung des politischen Gewichtes nach dem nördlichen Preußen auch sprachlich das Ende des sächsischen Regiments der Sprachherrschaft über die deutschen Idiome eingeläutet. Die kritischen Urteile häufen sich im 19. und 20. Jahrhundert. Geht man dabei ins Detail, ist es nach wie vor die zu schwache Aussprache der Verschlusslaute (*p*, *t*, *k*) – das »ärztlich Weiche« –, woran man sich, besonders im norddeutschen Raum, stößt. Leopold von Ranke (1795–1886) war seit 1825 Professor für Geschichte in Berlin:

»Die sächsisch-thüringische Heimat hat etwas sächsischen Ton in seiner Rede zurückgelassen, und die harten wie weichen Konsonanten genierten ihn auf dem Katheder. Zur Erleichterung pflegte er sie mit griechischen Buchstaben zu benennen. »Pi, meine Herren, rief er, »nicht Beta!«³⁷

Schon der Hamburger Dichter Barthold Heinrich Brockes (1680–1747), der in Halle studiert hatte, berichtet 1725 von einem »Leipziger Gelehrten, der seinen Zuhörern immer sagen müsse, wann sie »ein hartes p« und wann »ein weiches b« schreiben sollten.«³⁸

³⁴ Viktor M. Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde* (Übersetzung aus dem Russischen von Wolfgang Fleischer); Berlin 1962, S. 334. Zit. nach M. Kirsch, *Der Einfluß des Niederdeutschen auf die hochdeutsche Schriftsprache*; Gießen 1952, S. 59. Vgl. das Dialektgedicht des Leipzigers Edwin Bormann (1851–1912): *Mei Leipzig low' ich mir* (1888); »Geedhex«.

³⁵ Johann Christoph Adelung (wie Anm. 9) und 1793: *Vorreden*.

³⁶ Heinrich Laube (wie Anm. 5), S. 121.

³⁷ Heinrich Laube, *Erinnerungen*. Erster Teil: 1810–1840; in: *Gesammelte Werke*. Bd. 40; Leipzig 1909, S. 81.

³⁸ Vgl. Horst Becker (wie Anm. 2), S. 150. Zit. nach C. F. Weichmann, *Poesie der Niedersachsen*. I. Teil; Hamburg 1725, S. 6.

Der Vater des Schriftstellers Friedrich Georg Jünger, ein Hannoveraner, lebte als Apotheker längere Zeit nach dem Ersten Weltkrieg im Erzgebirge und im sächsischen Leisnig an der Freiburger Mulde.

»Als Niederdeutscher hatte mein Vater gegen alles obersächsische Wesen eine spöttische Abneigung. »Sind keine Sachsen«, pflegte er zu sagen. Er spöttelte über die Mundart, in der der Unterschied harter und weicher Konsonanten verloren geht [...]«³⁹

In der fiktionalen Literatur der Mitte des 20. Jahrhunderts artikuliert sich die Abneigung gegen das obersächsische »Sprachwesen« zuweilen noch schärfer, vor allem mit der Zielrichtung sächsische Großstadt (Leipzig). In Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* (1947) berichtet der spätere Musiker und Künstler Adrian Leverkühn, bei Weissenfels geboren, seinem Landsmann Serenus Zeitblom über seine Erlebnisse am Anfang seines Studiums in Leipzig im Jahre 1905:

»Ist schon prächtig gebaut, mein Leipzig, recht wie aus einem teuren Steinbaukasten, und dazu reden die Leute überaus teuflich gemein, daß man vor jedem Laden scheut, ehe man was erhandelt, – ist, als ob unser sanft verschlafenes Thüringen aufgeweckt wäre zu einer Siebenhunderttausend-Mann-Frechheit und Ruchlosigkeit des Maulwerks mit vorgeschobenem Unterkiefer, greulich [...]«⁴⁰

Die inhaltliche und stilistische Reminiszenz Thomas Manns an Goethes Leipziger Urteil ist unverkennbar. Das fiktionale Urteil über die Sprache der Bewohner der sächsischen Handelsmetropole erscheint jedoch nicht mehr verbrämte, sondern – in der Wiedergabe des schon physiologisch Widerwärtigen – schneidend grell. Es ist wohl zu bezweifeln, daß Thomas Mann die frappierend ähnliche Stelle bei Hans Lipps als Vorlage diente: »[...] ein sächsisches Gesicht, das seinen Akzent gerade von der Mundpartie, des näherten von der hier sich verrätenden Detraktion [...] bekommt.«⁴¹ Der Heidelberger Völkerpsychologe Willy Hellpach (1877–1955), Autor von *Deutsche Physiognomik* (1938) und *Der deutsche Charakter* (1954), verwendet, gemäß seiner These von der »Modellierung der menschlichen Physiognomie durch Sprache«, zur Charakterisierung des obersächsischen Antlitzes den Begriff der »saxothüringischen Lippenschippe«. Die bei vielen Sachsen vorhängende Unterlippe ist nach Hellpach psychosomatisch und psycholinguistisch korrelativ zum »Sichgehenlassen, Sichhängenlassen« des Saxothüringers in seiner phänotypischen Gesamthaltung zu deuten.⁴²

Adrian Leverkühn ist über das Leipziger Deutsch schockiert. Arnold Zweig sieht den Thüringer Dialekt nicht in so rosigem Licht eines »sanft verschlafenen« Gegenparts zur sächsischen Großstadtsprache. In seinem Roman *Einsetzung eines Königs* (1937) – Handlungszeit 1918 – läßt er den Hauptmann Paul Winfried »[...] sehr sächsisch« reden, »– denn in Naumburg, wenn man so will, spricht man schon fast so seltsam deutsch wie in Leipzig oder Dresden.«⁴³ Weissenfels ist aber nur 15 Kilometer von Naumburg entfernt und liegt näher zu Leipzig. In Otto Flakes Roman *Fortunat* (1948) reist der im Elsaß geborene Arzt Jaques Maslin im Jahre 1860 zu Fürst Pückler nach Branitz bei Cottbus: »Leipzig roch nach Braunkohle und Industrie, die Sprache machte Jaques fast krank.«⁴⁴

³⁹ Friedrich Georg Jünger, *Spiegel der Jahre. Erinnerungen*; München 1958, S. 44.

⁴⁰ Thomas Mann, *Doktor Faustus*; Frankfurt a. M. 1948, S. 222.

⁴¹ Hans Lipps (wie Anm. 14), S. 393.

⁴² Willy Hellpach, *Deutsche Physiognomik*; Berlin 1949, S. 89, 95.

⁴³ Arnold Zweig, *Einsetzung eines Königs*; Berlin 1955, S. 292.

⁴⁴ Otto Flake, *Fortunat*; Frankfurt a. M. 1978, S. 421 [1948].

2.3 Gebrauchsliterarisches und Didaktisches

Das Odium des schlechten Deutsch scheint Leipzig zäh anzuhäften. Seine historische, hundert ist ausgespielt und einer üben Beleumdung gewichen. Das Sächsische gilt im allgemeinen Verständnis nicht nur an sich als »komische Sprache«, sondern erscheint in praktischer Nutzanwendung dieser Auffassung besonders geeignet für das Sprachporträt komischer Rollen: des Hanswursts, auf der Bühne, im Kabarett und in der Spielführerliteratur des 19. Jahrhunderts.⁴⁵ Das schwankhafte Schauspiel der Wiener Brüder Franz und Paul von Schönthan *Der Raub der Sabinerinnen* (1885) mit der komischen Figur des schlauen, sächselnden Direktors einer Wanderbühne Striese erfreut sich bis in unsere Tage großer Beliebtheit. In der Operette *Wiener Blut* (Musik: Johann Strauß, Textbuch: Viktor Leon und Leo Stein, Ort und Zeit der Handlung: Wiener Kongreß 1815) wird der Gesandte des thüringischen Kleinstaates Reuß-Greiz-Schleiz, Balduin Graf Zedlau, wegen seines sächsischen Dialektes verspottet.

Das schauspielerische, sich selbst persiflierende Talent des Sachsen hat sich in vielen Sprachwitzn niedergeschlagen. Er treibt dann sein Spielchen mit seiner angestammten Sprache und nutzt dabei manche Ambiguitäten aus, die sich aufgrund sächsischer Laut-eigenheiten ergeben:

- (Kunde im Kaufmannsladen):
»Gann mer hier'n bißchen rumgriechen?«
(Unterhaltung zweier Jungen):
»Was machd'n dei Vater?« - »Bredchn.«
»Der is wo Bäger?« - »Nee, der machd nich Bredchn, der dud bredchn.«
(Verspottender alliterativer Kinders in Mittel- und Ostsachsen gegenüber jungen Gästen aus Westsachsen: Leipzig, Halle):
»Gaisers Garle gönnde geene Gimmelgerne gaun.«

Auf heftige innersächsische Kritik sind allerdings die parodistischen *Säch'schen Balladen* und *Glassiger* der Leipzigerin Lene Voigt (1891-1962) gestoßen (zuerst Mitte der 1920er Jahre veröffentlicht, zuletzt als Rowohl-Taschenbücher in den 1970er und 1980er Jahren). Der überdosierte, krasse Dialekt dieser Gedichte trug nach Meinung mancher kompetenter Beobachter dazu bei, den Ruf des Sächsischen im deutschen Va-terlande noch zusätzlich zu ruinieren.⁴⁶

Die wohlmeinenden sprachpädagogischen Bemühungen sächsischer Erziehungsbe-rechtigter und ihr voraussehbares Scheitern glossiert Thomas Rosenlöcher (Dresden) in seiner Dankrede zur Verleihung des Hugo-Ball-Förderpreises (1990):

»Sprich anständig, Domas, sagte die Mutter, die auch sächsisch sprach. »Sprich ordentlich, Domas, sagte der Lehrer, der auch sächsisch sprach ... »Das heißt nicht heßt, das heißt heißt.«⁴⁷

⁴⁵ Vgl. Bernhard Martin, *Die hochdeutsche Mundartdichtung*; in: *Deutsche Philologie im Auf-riß*. Bd. II; Berlin/Bielefeld 1954, S. 301; Horst Becker (wie Anm. 2), S. 176, 178; Theodor Fon-tane, *Causarien über Theater*; München 1964, S. 716 [30.10.1878].

⁴⁶ Vgl. Ruth Matthäus, *Vom feinen Hochdeutsch, Umgangssprache und Gassensächsisch*; in: *Säch-sische Heimat*, Heft 5/1985, S. 136. »Eine Pseudoheimatschriftsteller (Max Reimann, Lene Voigt) verbreitete ein Gassensächsisch, das uns im deutschen Sprachraum lächerlich machte.« - Mittlerweile ist *Das große LENE VOIGT BUCH* erschienen, hg. von M. u. U. Schütte; Leipzig 1991; vgl. Matthias Biskupek's Beitrag *Tante Lene aus Sachsen*, in: *Die Weltbühne*, 36/1991, S. 1103 ff.

⁴⁷ Thomas Rosenlöcher, *Das Sächsische als Verliedersprache - Ist Lächerlichkeit nicht eine Form der Annuit?*; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung, Sonntagszeitung*, 30.9.1990, S. 4.

Didaktische Anweisungen, das sächsische Idiom zu maß-regeln, können sich über den schulischen Bereich hinaus bis in den Raum des Merkantilien erstrecken, wenn es die Käufergunst erfordert. Als die Invasion der grenznahen Sachsen Richtung Hof in Bay-ern nach der politischen Wende Ende 1989 und Anfang 1990 überhand nahm, machte sich unter den Einwohnern von Hof eine erhebliche antisächsische Stimmung breit. So durfte z. B. im Gefolge davon die Angestellte eines Verbrauchermarktes auf Anordnung der Geschäftsführerin nicht mehr unter Verwendung ihres Heimatdialektes (Sächsisch) bedienen. Das sei geschäftsschädigend, sagte man ihr.⁴⁸ Selbst auf westdeutschen Fuß-ballplätzen wird das Sächsische von zeitgenössischen Reportern stigmatisiert. Gegen Ende einer Hörfunk-Übertragung des Bundesligaspiels 1. FC Nürnberg gegen Bayer Leverkusen am 2. März 1991 (Konferenzschaltung NDR II) berichtet der Reporter, daß der aus Sachsen nach Nürnberg transferierte Spieler Weidemann etwas mit dem Schiedsrichter bespreche. Sein Kommentar: »Weidemann in Sächsisch zu dem Schieds-richter [aus Hannover], aber der versteht das sowieso nicht.«

2.4 Extralinguale Assoziationen

2.4.1 Anthropologisch-Charakterielles

Wenn Romanschriftsteller bei der Beurteilung des Eindrucks des gesprochenen Säch-sisch auf ihre Protagonisten im Bereich des Perzeptiven und Ästhetischen bleiben, so mag der Sprachphilosoph und Anthropologe gern tiefer schürfen und vom Phonetischen auf ein sich in ihm artikulierendes Menschenbild schließen. Nach Hans Lipps »zeigt sich [im Sächsischen] die Artung des Stammes. Nämlich dieses haltungslose, un-ehrfrüchtige Sichgehenlassen. [...] Im Tonfall usw. drückt sich eine bestimmte innere Haltung aus. Etwa das seiner Unterwürfigkeit Bewußte im vorführend fragenden Ton-fall des Sächsischen [...]«⁴⁹ Auch in dieser Formulierung ist - bis in den einzelnen Wortlaut hinein - »Sichgehenlassen«, »Unterwürfigkeit« - der Mentor von Hans Lipps, Willy Hellsing, nicht zu verkennen.⁵⁰ Herbert Wolf glaubt - in seinem Aufsatz *Die Sachsen. Eine volkscharakterologische Analyse* (1968) - eine Korrelation zwischen der »legieren Haltung« [der Sachsen] und der »spannungslosen und weichen Artikula-tion der sächsischen Sprache« zu sehen. Er zitiert im Zusammenhang hiermit den Frei-herrn vom Stein, der die Mattheitigkeit »dieser weichen sächsischen Wortkrämer« be-klagte.⁵¹ Den Hintergrund der Äußerung vom Steins bildete Sachsens pro-napoleoni-sche Politik nach der preußischen Niederlage von 1806.

In der ARD-Sendung *Die Sachsen - Ach wie sind wir so gemietlich* vom 30.11.1986 (Film von Peter Merseburger) meinte der Romancier Stefan Heym (geboren 1913 in Chemnitz), daß durch die sächsische Sprache »etwas Weinerliches, Reichtaberisches durchscheine«. Es ist bemerkenswert, mit welchem Bekennermut sich die zwei Sachsen über ihr Heimatidiotium ausgelassen haben. Im Falle von Hans Lipps grenzt die sprachan-thropologische Analyse an eine Art masochistischer Selbstzerfleischung. Man beschö-

⁴⁸ *Der Spiegel*, 49/1990, S. 45.

⁴⁹ Hans Lipps (wie Anm. 14), S. 389, 392.

⁵⁰ Vgl. Willy Hellsing (wie Anm. 42), S. 89, 93.

⁵¹ Herbert Wolf, *Die Sachsen. Eine volkscharakterologische Analyse*; in: Siegfried Asche (Hg.), *Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Charakter des Landes*; Troisdorf 1968, S. 48, 52.

nigt nichts, begibt sich in seiner »Ehrlichkeit« aber auf ein wissenschaftlich ungesichertes und für vielerlei Spekulationen offenes Terrain.

Der Verfasser des Artikels über die sächsische *Fischelanz* [Vigilanz] im *Sachsenspiegel* (12/1990, S. 1) hält sich in Beantwortung seiner Frage: »Was sind wir wirklich, wir Sachsen?« zurück, läßt offen, assoziiert probeweise aber zunächst die bekannten Klischees der »gemütlichen Kaffeesachsen« und der »Scheenen Republikaner«. Das politische Bon-mot wird dem letzten sächsischen König, Friedrich August III., in den Mund gelegt. Er soll es geäußert haben, als ihm nach der Revolution von 1918 die Dresdner noch einmal zujubelten, ehe er seiner Residenzstadt den Rücken kehrte (voller Wortlaut: »Ihr seid mer scheene Rebuliganer!«). Und dieses Sachsen wurde in den 1920er Jahren als das »rote Sachsen« apostrophiert. Im Volkscharakter und Schicksal der Sachsen zeigen sich halt mancherlei Dissonanzen. Den Antagonismus sich widerstrebender Seelenregungen in des Sachsen Brust drückt der in Dresden geborene und aufgewachsene Erich Kästner im ersten seiner beiden *Sächsischen Sonette* so aus:

»Wir sinn nich so gemiedlich, wie wir schbrechen. Wir hamn, wenns sein muß, Dinnamit im Bluhd.«

2.4.2 Politisches

In einer Serie über die neuen Bundesländer von Peter Gärtner (Berlin) heißt es im Vorspann der 4. Folge – *Sachsen* – der *Kieler Nachrichten* vom 31. 7. 1990:

»Die für ihren unverkennbaren Dialekt und ihre Eigenwilligkeit bekannten Sachsen sind außerhalb des äußersten Südstens der DDR allerdings häufig gerade noch für einen Witz gut. Manche fühlen sich sofort an den fustelnden früheren SED-Chef Walter Ulbricht – ein waschechter Leipziger – erinnert.«

Das stereotype Assoziationsschema der Sprache Walter Ulbrichts in bezug auf das Sächsische in toto oder umgekehrt findet sich wieder in einer Zeitungsvorschau auf eine Sendung der ARD (*Kieler Nachrichten*, 9. 8. 1990): »Dieses Land« [Sachsen] habe »nicht nur August den Starken, sondern auch Walter Ulbricht, nicht nur das Meißner Porzellan, sondern auch den trivialsten Dialekt Deutschlands hervorgebracht.« In der Fernsehsendung selbst – *Deutschland deine Sachsen* – wurden gleich zu Beginn einige Sätze Ulbrichts im Originalton eingeblendet. Die Deutung der Lautqualität seiner Sprache durch Hermann Bausinger erscheint problematisch: »... [er] bemühte sich u. a. deshalb nicht um besonders lautreines Deutsch, weil er sich in seiner Sprache als legitimer Vertreter und Sachwalter der Arbeiterklasse ausweisen wollte.«⁵² Diese Interpretation impliziert ein kluges Rollenspiel: das Sächsische in der Funktion des Jargons des Arbeiter- und Bauernstaates. Damit wäre Walter Ulbricht nicht das unbewußte Opfer seines stigmatisierten Dialektes gewesen, sondern ein raffinierter Dramaturg der sozialistischen Sprachszenerie.

Die Dominanz des Sächsischen in der DDR satirisch überzeichnend, prägte Rudolf Schmidt den Begriff *»fünfte Besatzungsmacht«* und reflektierte damit eine in Berlin und Brandenburg prävalente Volksmeinung über die »komische und verachtete Sprache«. Im Berliner Volksmund kursierte gar die Wendung *Sachsenring* (in Anspielung auf das Automobilwerk in Zwickau) für die Berliner Mauer. Die »preussischen« Berliner sahen

⁵² Hermann Bausinger (wie Anm. 2), S. 20.

⁵³ Rudolf Schmidt (wie Anm. 4), S. 124f.

sich in der ihnen neuen Rolle des Opfers eines sächsischen Okkupanten, der ihnen ideologisch besonders infiziert erschien und den man nur zu leicht durch seinen Dialekt identifizieren konnte.

2.5 Die Einschätzung des Sächsischen durch die Bewohner Ostberlins (DDR)

Der sächsische Dialekt bot den Berlinern von jeher in »ihrer oft aggressiv klingenden Überlegenheit«⁵⁴ – »des Berliners Rede ist immer kriegerisch«⁵⁵ – manche Gelegenheit zu Spott und Witzen. Als Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1902 vom Anhalter Bahnhof eine Reise nach Dresden antrat, meinte er zum sächsischen Gesandten, dem Grafen Hohen-thal-Bergen: »Ich habe den Heinrich [Heinrich Prinz von Schönburg-Waldenburg in Sachsen, Flügeladjutant des Kaisers] als Dolmetscher mitgenommen! Das Gesicht Hohen-thals auf diesen Scherz hin sah aus, als ob von einer beabsichtigten Reise zu den Botokuden die Rede gewesen sei.«⁵⁶ Die Mutter des 1865 geborenen Prinzen von Schönburg stammte ab von Reuß älterer Linie (Greiz), sein Vater war schon Ende der 1840er Jahre preußischer Offizier geworden.

Die Berliner Stadtbevölkerung begegnete erstmals Mitte des 18. Jahrhunderts einer geschlossenen obersächsischen Siedlungsgemeinschaft innerhalb der Stadt: den durch eine »Cabinetorder« Friedrichs des Großen vom 22. 9. 1751 am nördlichen Stadtrand, zwischen Hamburger Tor und Rosenthaler Tor, angesiedelten vogtländischen Bauhandwerkern. Noch Ende des 19. Jahrhunderts galt das dort gesprochene »Vogtländisch« bei den Berlinern als besonders schlechte Sprache.⁵⁷

Der Untersuchung Peter Schlobinski zur *Stadtsprache Berlin* (1987) entnehmen wir eine Reihe von Informationen über die gegenwärtige Einschätzung der obersächsischen Mundart, insbesondere der in der ehemaligen Hauptstadt der DDR gesprochenen, durch die eingessessene Ostberliner und Berlinisch sprechenden Bevölkerung. Das Sächsische galt in Westberlin und bei der Arbeiterbevölkerung Ostberlins als Sprache der Funktionäre und des Staatsapparates, im Osten (Prenzlauer Berg) auch als Sprache der »Eindringlinge«. Den Sachsenhaß erklären verschiedene befragte Westberliner »mit den mit Sachsen assoziierten politischen Funktionen«.⁵⁸

In der ARD-Sendung *Die Sachsen* vom 30. 11. 1986 ging der in Mittweida im mittleren Sachsen geborene Schriftsteller Erich Loest auf die Geltung der Sachsen bei den Berlinern ein und sprach von »Rivalität und Spott der Berliner gegenüber den Sachsen«. Sie würden »wegen ihres Dialektes lächerlich gemacht«. Demgegenüber erkennt Bausinger dem »gehobenen Sächsisch« den Rang einer »Hochsprache innerhalb der DDR« zu. Er leitet dies u. a. quantitativ von der Mehrzahl der obersächsischen Varietät Sprechenden (60 %) in der DDR ab sowie qualitativ aus dem seiner Meinung nach höheren Anteil von Sachsen in den oberen Funktionsrängen.⁵⁹

⁵⁴ Agathe Lasch, »Berlinisch«. Eine berlinische Sprachgeschichte; Berlin 1967, S. 107 [1928].

⁵⁵ Heinrich Laube, *Reisenovellen*, S. 42.

⁵⁶ Heinrich Prinz von Schönburg-Waldenburg, *Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit*; Leipzig 1929, S. 197.

⁵⁷ Vgl. Joachim Schildt/Hartmut Schmidt (Hg.), *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*; Berlin 1986, S. 269f.

⁵⁸ Peter Schlobinski, *Stadtsprache Berlin. Eine soziologische Untersuchung*; Berlin/New York 1987, S. 225f.

⁵⁹ Hermann Bausinger (wie Anm. 2), S. 20.

Die verschiedenen deutschen Dialekte haben sprachlich interessierte Beobachter und Sprachgelehrte schon relativ früh zu kritisch vergleichenden Bewertungen veranlaßt. Ihre Äußerungen zur sprachlichen Qualität der eigenen, der benachbarten und der ferneren Mundart sind natürlich sehr subjektiv gefärbt; bestimmte Vorlieben und Nachbarschaftsivalitäten spielen hinein. Sehr bald machte sich auch die Scheidelinie Nord-Süd in den Beurteilungen bemerkbar.

Der Schweizer Konrad Gesner empfindet (1555) das Bairische und Böhmisches als vulgär. Das Schwäbische wird seit Mitte des 16. Jahrhunderts allgemein, z. T. verächtlich, herabgesetzt. Der Berliner Rektor Johann Bökler lobt (1698) das Niedersächsische, Märkische, Westfälische gegenüber allen anderen deutschen Landschaftssprachen. Der norddeutsche Herausgeber von C. F. Weichmanns *Poesie der Niedersachsen* (1725) kritisierte neben dem Schwäbischen das Schweizerische und Österreichische.⁶⁰

Die bewertenden Einschätzungen der im deutschen Sprachraum gesprochenen Dialekte sind mitunter in sogenannten Beliebtheitskalen zusammengestellt worden. Bei aller Subjektivität spiegeln sie doch einen Trend. Der Züricher Arzt und Schriftsteller Konrad Gesner nimmt in seinem Vorwort zum deutschen Wörterbuch des Schweizer Josua Maaler (1561) bewertend zu einigen deutschen Varietäten Stellung. Er vermeidet eine qualitativ skalare Anordnung, hält sich klug zurück und überläßt die letzte Entscheidung dem subjektiven Geschmack: Die einen seien für die Sprache in Leipzig, andere für die in Augsburg oder Basel, er selbst jedoch für das Züricher Schweizerdeutsch.⁶¹ Der Sprachgelehrte Caspar Sciooppius (1576-1649), ein Oberpfälzer, wartete 1626 mit dieser Rangliste auf: Meißnisch, Rheinisch, Schwäbisch, Schweizerisch, Sächsisch [Niedersächsisch], Bairisch, Österreichisch.⁶² Anderthalb Jahrhunderte später rangieren in einer Anweisung »von der reinen deutschen Aussprache für die Schulmeister und Schüler des Landes« (Lemgo 1776) das Schwäbische und Schweizerische als schlechteste deutsche Mundarten am Ende.⁶³ Ein Institut für Werbepsychologie und Markterkundung in Frankfurt a. M. machte in den 1960er Jahren, nach einer Meinungsumfrage, stadtbezogene detaillierte Bewertungsangaben: Wien 19 %, Hamburg 18 %, Köln 16 %, München 15 %, Berlin 13 %, Stuttgart 9 %, Frankfurt a. M. 8 %, Leipzig 2 %.⁶⁴ Der erwähnte Psychologe und Anthropologe Willy Hellpach war überzeugt, daß »[...] das Rheinische oder das Wienerische [...] in der Gegenwart (1954) vermutlich bei einer Umfrage siegreich aus dem Kampf um die Wohlgefälligkeit [des Klanges] hervorgehen dürfte.«⁶⁵

⁶⁰ Vgl. Adolf Socin (wie Anm. 6), S. 181; Dirk Josten (wie Anm. 24), S. 36, 50, 68; Rudolf Hildebrand, *Sachsens Anteil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache*; in: Rudolf Hildebrand, *Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht*; Leipzig 1890, S. 326.

⁶¹ Vgl. Rudolf Hildebrand (wie Anm. 60), S. 330.

⁶² Vgl. Heinrich Löffler, *Probleme der Dialektologie*; Darmstadt 1974, S. 37.

⁶³ Vgl. Ulrich Knoop, *Zur Begrifflichkeit der Sprachgeschichtsschreibung: Der »Dialekt« als Sprache des »gemeinen Mannes« und die Kodifikation der Sprache im 18. Jahrhundert*; in: Horst Haider Munske et al. (Hg.), *Ludwig Erich Schmidt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern*; Berlin/New York 1988, S. 344.

⁶⁴ Hermann Bausinger (wie Anm. 2), S. 21.

⁶⁵ Willy Hellpach (wie Anm. 42), S. 145; Willy Hellpach, *Der deutsche Charakter*; Bonn 1954, S. 41.

2.7 Zusammenstellung der Gründe für die Etablierung des Obersächsischen als vorbildhafte Sprache und seinen Bewertungsfall

Eine Reihe von Gründen, die im folgenden aufgelistet werden, mögen in ihrer Gesamtheit – ohne sie hier im einzelnen zu gewichten – maßgeblichen Anteil an der Herausbildung und der Bewahrung der obersächsischen Umgangssprache als deutscher vorbildhafter Muttersprache mit einer Geltungsdauer von ca. knapp 300 Jahren gehabt haben:

- Religion: die Reformation sowie Luthers Schriften und seine Bibelübersetzung nach der Sprache der Sächsischen Kanzlei;
- Geographie: die Mittellage Kursachsens und seine Brückenfunktion zwischen Nieder- und Oberdeutschland;
- Kultur, Bildung, Wissenschaft: die Universitäten zu Leipzig, Wittenberg und später Halle;
- das hervorragende Schulwesen (Fürstenschulen von Meißen, Grimma, Schulpforta);
- der Buchdruck und der Buchhandel in Leipzig;
- die Massierung von zum großen Teil aus Sachsen selbst stammenden Gelehrten, Wissenschaftlern, Philosophen, Dichtern, Musikern im westlichen Sachsen: Puffendorf, Thomasius, Leibniz, Wolff; Gottsched, Elias Schlegel, Gellert, Rabener, Gärtnert, Weise, Lessing; Händel, Bach;
- Wirtschaft: die Leipziger Messe, der Silberbergbau zu Freiberg;
- Hof und Gesellschaft: der Dresdner Hof mit seiner politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Ausstrahlung; die urbane, gebildete bürgerliche Gesellschaft von Leipzig und Dresden.

Der Abfall des Obersächsischen in der Wertschätzung beginnt, wie dargelegt, mit einzelnen Vorläufern ca. Mitte des 18. Jahrhunderts und erreicht seinen Tiefpunkt hundert Jahre später. Das »Klangideal« der weichen sächsischen Aussprache, das in seiner Endphase im 18. Jahrhundert so häufig in die Nähe des weiblich Zärtlichen gerückt wurde, entsprach offensichtlich spezifischen dominierenden Elementen der geistigen Epoche des Spätbarock und Rokoko. Das Norddeutsche, das sozusagen in rationalistischer Deutung der graphematisch-phonetischen Gleichung der Sprache das Obersächsische in seiner Geltung verdrängte, war in der Konsonantenlautung (*p, t, k*) härter, fester, »maskuliner«. Die phonetisch-phonologische bzw. ästhetische Erklärung reicht nicht aus. Hinzu kommen muß die politisch-soziokulturelle Komponente. Sachsen hatte in der Allianz mit Österreich den Siebenjährigen Krieg (1756-1763) verloren. Dresden und Leipzig waren durch preußische Brandschätzungen schwer ruiniert. Brandenburg-Preußen wurde zur politischen Führungsmacht in Deutschland. 50 Jahre später (1813) stand Sachsen als Verbündeter Napoleons wieder auf seinen Unterlegenen. Die Verachtung der Preußen war ihm sicher. Der sächsische König wurde anderthalb Jahre in Friedrichsfelde bei Berlin in Gewahrsam gehalten. Das waren die Begleiterscheinungen – allerdings von fast katalysatorischer Wirkung – im Ablösungsprozeß der sprachlichen Vorherrschaft des Sächsischen.⁶⁶ Vielleicht muß man sogar noch gewisse Neidkomplexe anderer, sozioökonomisch konservativer deutscher Länder gegenüber dem sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts stark industrialisierenden, erfolgreichen Königreich Sach-

⁶⁶ Vgl. den Terminus »Verlierersprache« bei Thomas Rosenlöcher (wie Anm. 47).

sen hinzunehmen, um das Phänomen des Absinkens der einst so gepriesenen obersächsischen Sprache multikausal zu verstehen.

3 *Schluß: Die Lautgestalt der Sprache im ästhetischen Urteil*

Subjektiv, geschmacksbedingt und historisch wandelbar, wie die Urteile und Vorurteile gegenüber dem Sächsischen sein mögen, eine Einstellungstendenz ist unverkennbar. Und man sollte die »Validität« ziemlich einhelliger Meinungen von sprachwissenschaftlich unbelasteten Durchschnittsbürgern nicht unterschätzen. Sie hat sich im 20. Jahrhundert verfestigt. Man ginge an der Wirklichkeit vorbei, wollte man dies in Abrede stellen. Anders verhält es sich mit der postulierten Korrelation von Sprache und »Stammes-« bzw. »Volkscharakter«. Hier scheint für alle Verknüpfungsversuche, die auf das Generelle oder auch Individuelle gehen, Vorsicht geboten. Unbeweisbare Hypothesen führen eher zur Verwirrung als zu vernünftigen Einsichten.

In seiner *Kritik der ästhetischen Urteilskraft* (1790) ordnet Kant das Angenehme in der Empfindung bzw. das Wohlgefallen der Subjektivität des Gefühls zu.⁶⁷ So vermag eine Melodie oder ein sprachlicher Klang an sich zu gefallen. Der wohlgefällige Reiz kann dabei von einer Sprache hervorgerufen werden, die wir möglicherweise gar nicht verstehen, z. B. dem Italienischen. Die artikulierte, bedeutungsbezogenen Lautgestalten vermitteln die innere, sinnstiftende Form einer Sprache.⁶⁸ »[...] der Klang ist es, das in der Sprache Klingende [...] die innere Melodie, die uns bannt und anhören läßt, uns dem Wort öffnet.«⁶⁹ Es sind die »Klang- und Tonfärbung«, die »das Bewußtsein sicher wie unbemerkt nach einer bestimmten Richtung einstellen«.⁷⁰

Für den muttersprachlichen Hörer der deutschen Sprache ist die verbindende ideale Rezeptionsnorm die gesprochene Standardsprache. Die deutschen Dialekte weichen in ihrer Lautgestalt – segmental und suprasegmental – von dieser Ideahnorm mehr oder weniger ab. Im Bereich der »Klänge« entscheidet sich schon vor aller Beurteilung der lexikalischen und grammatischen »Leistung« eines spezifischen Dialektes, wie derselbe gemessen am hochdeutschen Standard oder anderen deutschen Mundarten, von Kritikern der verschiedenen Provenienz eingeschätzt wird. Nach Kant ist das sich über dem Angenehmen der Sinnesempfindung erhebende »reine [ästhetische] Geschmacksurteil [...] ein reflektierendes Urteil, welches also bloß die Zweckmäßigkeit der Form zum Bestimmungsgrunde hat«.⁷¹ In hohem Grade zweckmäßig an einer Sprache wäre dann nach ihrer überregionale Kommunikationsfähigkeit, wie sie das Standarddeutsche aufweist. Zweckmäßig erscheint den Sprechern einer Landschaftssprache aber auch der Dialekt, an den sie von Kindheit an gewöhnt sind und mit dem sie sich in ihrer Welt zu Hause fühlen.

Das Sächsische ist in der »Volksmeinung« festgelegt auf die Stereotypen »komisch«, »weichlich«, »lächerlich« (zum Lachen reizend). Diese Art der Kritik schneidet tiefer in

⁶⁷ Vgl. Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*. Text der Originalausgabe von 1790, hg. von Raymund Schmidt; Leipzig 1944, S. 62–64 (I. Buch, §3).

⁶⁸ Vgl. Bruno Snell, *Der Aufbau der Sprache*; Hamburg 1952, S. 42–44; Eduard Sapir, *Die Sprache*; München 1961, S. 57 (Übersetzung von *Language*, 1921); Peter Hartmann, *Untersuchungen zur allgemeinen Grammatik*. Bd. 3; Heidelberg 1957, S. 191–194; Julius Stenzel, *Philosophie der Sprache*; München/Berlin 1934, S. 17–25.

⁶⁹ Peter Hartmann (wie Anm. 68), S. 58, Anm. 69. Zit. nach E. Wasmuth.

⁷⁰ Julius Stenzel (wie Anm. 68), S. 16.

⁷¹ Immanuel Kant (wie Anm. 67), I. Buch, §13.

das menschliche Selbstverständnis, sie verwundet und hinterläßt bei nachdenklichen Leuten ihre Spur. Man läßt sich nicht gern auslachen und zum Hanswurst der Nation machen. Der Dialekt ist die Sprache, in der man von Kindheit an gesprochen hat. Er ist die Sprache der vertrauten Lebensgemeinschaft, des engen Bezuges zum Mitmenschen. Als Ausdruck der Geborgenheit in der Familie und Gruppe lebt er vom unmittelbaren Gefühl. In ihm spricht man von Herzen zu Herzen. Er vermag vielen die Lebenswärme zu geben, nach der man sich heute wieder zu sehnen beginnt.

Das Dilemma zwischen seelischem Anspruch der Dialektsprecher, ihrer emotionalen Bindung an die Heimatsprache, und der von ihnen reflektierten negativen Urteile ist im Hinblick, besser: Hinhören, auf das Sächsische Umgangssprache, sozusagen aufzupolieren Rat, die Sprache des Volkes, die sächsische Umgangssprache, sozusagen aufzupolieren und, didaktisch gefördert, in Standardnähe zu bringen, riecht zu sehr nach Schule und erscheint bar jeden Realitätssinnes. Auch die kummervolle Resignation des »Sprachopfers«, das sich gedemütigt mit seiner tragikomischen Rolle abfindet, kann nicht die Lösung sein. Hoffnung liegt in der menschlichen, charakterlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Bewährung der Sachsen, die in der post-Ulrichschen und -Honeckerschen Ära gefordert ist. Die allgemeine Anerkennung der wirklichen Leistung läßt selbst sprachliche Unvollkommenheiten im milderen Licht erscheinen. Gefragt ist im speziellen Fall des Obersächsischen unserer Tage und allgemein in derjenigen der Geltung der Dialekte überhaupt die selbstbewußte Haltung der Schweizer zu ihrer Heimatsprache. In der kleinen Studie zur Geschichte und geographischen Verteilung des Walserdialektes drückt dies Kurt Wanner (Splügen 1989) so aus:

[Die Sprache der Walser] »wird angesichts der zunehmenden Verödung unserer Umwelt zum beinahe einzigen Medium, in dem noch so etwas wie ›Heimat‹ mitklingt.«⁷²

Wanners Landsmann Max Frisch erteilte dem Heimatbegriff, der sich auf Grundbesitz und Vermögen gründet, eine bissige Abfuhr. Auf der Suche nach der durch *Heimat* vermittelten Identität des Menschen hatte der Züricher Max Frisch schon 20 Jahre früher als der Walliser Kurt Wanner die Sprache der Heimat tentativ zum Lotpunkt genommen.

»Heimat ist unerläßlich, aber sie ist nicht an Ländereien gebunden. Heimat ist der Mensch, dessen Wesen wir vernehmen und erreichen. Insofern ist sie vielleicht an die Sprache gebunden. Vielleicht; denn in der Sprache allein ist sie ja auch nicht.«⁷³

Dr. Gerhard Zimmermann
Kirchenberg 27, 2300 Kiel 14

⁷² Kurt Wanner, *Walserdialekt*; in: Wallis, April 1989, S. 39 (touristische und kulturelle Informationen aus dem Wallis).

⁷³ Max Frisch, *Ausgewählte Prosa*; Frankfurt a.M. 1970, S. 86. Vgl. auch das Vorwort Gunter Bergmanns zum *Kleinen sächsischen Wörterbuch*; Leipzig 1986/München 1987: »Sie [die Dialekte] können uns helfen bei der Suche nach unserer Identität, beim Finden unseres Standorts in unserer heutigen Welt.«